

Süddeutsche Zeitung

NEUESTE NACHRICHTEN AUS POLITIK, KULTUR, WIRTSCHAFT UND SPORT

WWW.SÜDDEUTSCHE.DE

HK2

MÜNCHEN, MONTAG, 24. MÄRZ 2014

70. JAHRGANG / 13. WOCHE / NR. 69 / 2,30 EURO

Süddeutsche Zeitung Nr. 69, Montag, 24. März 2014

DIE SEITE DREI

HF2 3

VON RENATE MEINHOF

Köln – Der pensionierte Ingenieur Josef Gens ist ein durch und durch strukturierter Mensch. Die Struktur im Leben hat er seinen Eltern zu verdanken. Wenn man das alte Foto aus dem Geschäft sieht, Herrenausstattung Gens seit 1897, wie die Mutter da steht, stoisch fast, in ärmelloser Bluse und vor den übermannshohen Türmen akkurat gestapelter und in Zellophan geschlagener Oberhemden, dann ahnt man, dass die oberirdische Perfektion der Hemdentürme des Herrenausstatters Gens genau der unterirdischen Perfektion der Grabungsstellen entsprochen haben muss, die Gensens Söhne, Josef und Heinz, damals, vor bald fünfzig Jahren, zusammen mit ihren Freunden ins Erdreich unter dem Hause getrieben hatten.

Ohne Perfektion nämlich wäre alles zusammengestürzt. Hätte es womöglich Tote gegeben. Dort, in den Tiefen des Erdreichs am Kölner Chlodwigplatz Nummer 24 aber bargen sie einen Schatz, der sie ihr Leben lang nicht loslassen sollte.

„Es war Leidenschaft“, sagt Josef Gens. „Dat war wie eine Sucht“, sagt Toni Hermann, sein Freund, gelernter Destillateur, „wie ein Fieber war dat“.

„Es ist zur Nachahmung bitte nicht empfohlen“, sagt Marcus Trier, der Archäologe, der Museumsdirektor.

Aber so etwas ist auch gar nicht nachzuahmen. Und wenn Josef Gens seine Geschichte nicht Detail für Detail belegen könnte, so würde man sie gar nicht glauben. Man würde nicht glauben, dass sieben junge Leute binnen zwei Jahren heimlich sieben Steinquadern aus der Römerzeit, manche tonnenschwer, im Keller des Herrenausstatters Gens bargen.

Dass sie neun Meter unter dem Haus, das der Krieg geschleift hatte, eine Art Bergwerk errichteten. Dass also sie es waren, die auf eigene Faust und trotz des Grabungsverbots der Stadt Köln das Grabmal des Lucius Publicius freilegten, auch wenn sie am Anfang gar nicht wussten, was ihnen da unter die Finger gekommen war.

Heute ist das Bauwerk aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert, neben dem Dionysos-Mosaik, das bekannteste Exponat des Römisch-Germanischen Museums in Köln. Eines der wichtigsten römischen Denkmäler, das nördlich der Alpen gefunden wurde. Bald fünfzehn Meter Höhe misst es, das Dach des Museums musste angehoben werden dafür.

Und doch ist Josef Gens nicht zufrieden, wenn er da steht, vor dem Publicius, dessen Kopf in Gensens Badewanne vom Schlamm der Jahrtausende befreit wurde. „So, wie das Grabmal da heute steht“, sagt er, „so hat es gar nicht ausgesehen.“

Als die Spitzhacke in die Tiefe fiel, war das fast wie eine Katastrophe. Warum? Sie hatten ja nur eine

Josef Gens hat seine Geschichte aufgeschrieben, hat ein Buch daraus gemacht. „Grabungsfieber“ heißt es, und wenn man es liest, dann kommen einem sehr schöne vergilbte Worte in den Sinn: Wagemut, Disziplin, Stolz und Kühnheit.

Kühnheit vielleicht am allermeisten. Für Josef Gens ist die Geschichte noch lange nicht abgeschlossen. Deshalb soll sie auch erzählt werden.

Eigentlich ist die Geschichte sein Leben. Sie waren sieben. Die Brüder Heinz und Josef Gens, deren drei Nachbar-Geschwister Hermann, Toni, Wolfgang und Elisabeth. Dazu Günther Goldenberg und Bernhard Strässer, damals war er Architekturstudent. Kinder, in den letzten Kriegsjahren geboren, deren Spielplätze die Trümmer der zerstörten Kölner Südstadt waren.

Drei sind schon gestorben, auch Heinz, Josef Gensens Bruder, ist tot. Einer lebt in Singapur, aber Toni, Elisabeth und Josef sitzen im „Früh em Veedel“, einer Wirtschaft in jenem Haus, das der Familie Hermann seit 1885 gehört. Über die Gartenmauern nur mussten sie als Kinder klettern, um zueinander zu kommen. Elisabeth ist Erzieherin geworden, zwei Enkel hat sie schon. Toni, ihr Bruder, lebt an der holländischen Grenze, im Brauereigebäude hat er sein Geld verdient.

Jetzt, wo sie zusammen sind, wird kölsch gesprochen. „Dat war damals natürlich schon riskant, und wir waren auch blauäugig“, sagt Elisabeth, „aber wir wussten: Da liegt noch mehr, und wir wollten das alles rausheizen.“ Ihr Bruder sagt: „Na, andere wollten Frauen kennenlernen, wir wollten die Steine finden.“

Die Geschichte beginnt mit einem Zufall. Weil das Haus der Gensens im Krieg eine Bombe abbekommen hat, soll endlich im Garten ein Neubau entstehen. Aber wo ist der Boden stabil genug, um Fundamente zu gießen? Ein Architekt wird zu Rate gezogen, Sondierungsgräbe sollen gegraben werden. Billiger würde das, wenn die Söhne selbst die Grabungen übernehmen.

Am Karfreitag 1965, im Hofkeller des Hauses, fangen sie an. Am selben Tag noch stoßen sie auf einen Brunnenschacht, drei Meter tief. Die Spitzhacke fällt hinunter.

Nie war in der Familie zuvor von einem Brunnen im Keller die Rede gewesen. Wie alt machte er drei? Wie tief? Waren es wirklich nur drei Meter, oder hatte der Schutt der Jahrhunderte ihn aufgefüllt?

Der Brunnen ist es, der für sie zur Pforte in die Vergangenheit wird. Sie sieben drin Sand, finden Pfeifenklippen, Scherben und gotisches Maßwerk, und graben weiter. Mitte August 1965 stoßen sie auf etwas Großes, etwas, das sie nicht bewegen können: einen Quader, der aus der Wand ragt. Sie tasten ihn ab, erasten Muster. Schauen sich an, schweigen. Graben. Zwei Stunden in „einer unheimlichen Stille vergehen“, als sie den Stein endlich aus der Erde lösen.

Ein nackter Körper, die Hände, der Phallus, fast lebensgroß die Figur, sie tasten die Rippen einer Flöte. Der Flöte des Hirtengottes Pan. Sie wissen: Auch die Römer haben

Grab mal

Der Römer Lucius Publicius? Nichts wüsste man von ihm, wenn nicht sieben junge Leute Ende der Sechzigerjahre unter ihrem Elternhaus sehr umsichtig gebuddelt hätten. Die Geschichte einer abenteuerlichen Entdeckung



Toni Hermann (l.) mit seiner Schwester Elisabeth Bongartz und Josef Gens vor dem Grabmal des Publicius im Römisch-Germanischen Museum in Köln. Teile des berühmten Fundes hatten sie schon im Keller ihres Elternhauses ausgestellt. FOTO: THILO SCHMÖGLER

diesen griechischen Gott verehrt. Sollten wirklich die Römer das alles in den Stein getrieben haben...?

Was haben Sie gedacht in diesem Moment? Josef Gens sagt: „Ehrfurcht, ja. Ehrgriffenheit. Aber ich kann das gar nicht so genau formulieren. Es ist einfach ein unbeschreibliches Gefühl, wenn man weiß: Ich bin der erste Mensch nach 2000 Jahren, der das sehen darf, berühren darf.“

„Da kam einem gleich das Kribbeln in die Finger“, sagt Toni Hermann, „so nach dem Motto: Und was ist auf dem nächsten Stein drauf?“

Die nächsten Steine. Bevor sie sie ausgraben, rufen sie am nächsten Tag im Römisch-Germanischen Museum an. Nach zweieinhalb Stunden stehen vier Mitarbeiter im Keller des Hauses, und auch sie sind ergriffen, sagt Josef Gens. „Das ist ja unglaublich“, habe leise der Direktor, Otto Doppelfeld, gesagt, und sich die anderen Quader zeigen lassen, die noch aus der Wand ragten. Er kommt noch öfter in den Keller, gibt Ratschläge und staunt, und Quader für Quader legen die Brüder in den nächsten Wochen mit ihren Freunden frei.

Und dann, plötzlich: das Grabungsverbot. Keine Schippe Sand darf mehr bewegt werden. „Die jungen Ausgräber könnten ... zu Schaden kommen“, die Bausubstanz des Hauses sei gefährdet, heißt es in dem Brief des Museums. Die Eltern Gens müssen sofort unterschreiben. „Für euch ist das bindend“, sagt der Vater seinen Söhnen. Und Heinz sagt zu Josef: „Die Herren wollen wohl selber graben.“

ihrem neuen Tunnelsystem tarnen sie mit einer präparierten Kommode, deren Tür der Eingang in ein ganzes Stollensystem wird, bis zu neun Metern unter dem Herrenausstatter.

„Dat war dann, wie wenn in ein Bergwerk kamen da unten, die Balken, alle schön geteert und so“, sagt Elisabeth.

Anfang Oktober 1966 sind die Fundamente des Hauses so gut gesichert, dass sie weitergraben können, endlich, nach ihren Quadern. Parallel werden zwei für die Arbeiten am Partikeller eingeteilt. Denn auch da muss es vorangehen, damit die Eltern nicht stutzig werden.

Aber natürlich werden sie stutzig, und die Mutter ist es, die entdeckt, dass ihre Söhne nur sehr nebenbei am Partikeller



„Dat war wie eine Sucht“, sagt Toni Hermann, der auf diesem Bild von 1967 im Keller ganz oben rechts neben der Säule sitzt. Links davon steht Josef Gens – ganz rechts im Bild: Elisabeth Hermann. FOTO: PRIVAT

flüchten Ausgrabungsrecht, das damals noch gilt, gehört er ihnen. Sie wagen es.

Das *Time Magazine* schreibt über die jungen Leute aus Köln, der *Spiegel* nicht lange, und ein Amerikaner bietet ihnen eine Million Mark für eine einzige Statue des Grabmals, aber nein, ihnen allen ist klar, dass der Fund in Köln bleiben muss.

„Geld war überhaupt keine Motivation für uns“, sagt Josef Gens im Garten. „Es war die Begeisterung für das Thema.“

Archäologen aus aller Welt kommen in den Keller, und bis ihre Quader schließlich ins „richtige“ Museum gebracht werden, zählen die Ausgräber 15 000 Besucher.

„Es war eine tolle Atmosphäre da unten im Keller“, sagt Heinz-Günther Horn am Telefon. „Die waren ja wahnsinnig begeistert.“ Damals war Horn junger Archäologe, kurz vor der Promotion, später ist er Professor geworden. Otto Doppelfeld, der das Grabungsverbot verhängt hatte, war sein Lehrer, „Papa“ nannten ihn die Studenten, weil er mit ihnen umging wie ein Vater.

Und Heinz-Günther Horn erinnert sich, wie Papa Doppelfeld „Schweißperlen der Angst auf der Stirn“ gehabt habe, als er zum ersten Mal aus dem Keller kam. „Dat geht so nich, denen fällt doch dat Haus aufn Kopp!“, habe er gesagt.

„Denen fällt doch dat Haus aufn Kopp!“, sagt der Archäologe und verbietet das Graben im Keller

Nein, nicht aus Willkür sei das Grabungsverbot ausgesprochen worden, auch nicht, damit „echte“ Archäologen sich mit den Funden hätten schmücken können – es sei damals einzig um die Sicherheit gegangen, sagt der Professor.

„Doppelfeld hätte nicht gegraben, es war ihm viel zu heikel.“ Andererseits: Wenn es nicht, die Unbekümmertheit dieser jungen Mannschaft gegeben hätte, dann hätten wir den Publicius heute nicht.“ Unbekümmertheit? Kühnheit war es, mit einer ungeheuren Disziplin. Und nicht auszudenken, dass man ihn nicht hätte, den Publicius, wie er da steht, oben, im Säulengeschoss, und jeder kann ihn sehen, von außen schon, gleich neben dem Dom.

Wenn man mit Josef Gens ins Römisch-Germanische Museum geht, dann muss er gar nicht sagen, warum er mit der Rekonstruktion nicht zufrieden ist, sogar überhaupt nicht zufrieden ist. Man spürt es. Er wirkt unruhig, aufgeregt. „Sehen Sie, dort, die Löcher! Da war mal eine Vergitterung befestigt.“ Auch die ganze Höhe stimmt nicht, und Quader, die zu anderen Grabmalen gehörten, seien hier fälschlicherweise eingesetzt worden. Und erst die Aeneas-Gruppe, oben, auf der Spitze. Sie ist 200 Jahre jünger als das Grabmal.

Josef Gens sagt: „Ist das nicht peinlich, dass das so hier immer noch steht?“

Er hat genauestens notiert, warum er die Rekonstruktion infrage stellt, und er hat eigene Vorschläge gemacht. Nur ihn nimmt keiner ernst. Er ist kein Wissenschaftler. Er kommt von außen. Seine Dokumentation der Funde ist jetzt erst, im „Grabungsfieber“, veröffentlicht worden. Für Josef Gens ist das eine Genugtuung.

Angst vorm Amateur? Nein, sagt der Wissenschaftler und lächelt: „Schliemann war auch Kaufmann.“

Marcus Trier hat das Buch auch im Regal. Trier ist Archäologe, der Leiter des Römisch-Germanischen Museums. Charmant und schnell und witzig ist er, einer, der selbstverständlich auf seine Fachkollegen nichts kommen lässt. Und: Nein, die Rekonstruktion des Grabmals sei nicht umstritten. „Das war natürlich die Wildwestzeit der Archäologie damals, es gab noch kein modernes Denkmalschutzgesetz“, sagt er. Der Kölner und die Römer – sie hätten nun mal ein besonderes Verhältnis. Man denke nur an die Jahre kurz nach dem Krieg. „Die Stadt liegt in Trümmern, die Leute haben nichts zu beißen, und was machen sie? Sie graben!“

Er hat große Sympathie für diesen Josef Gens, der mit seinen Freunden dem Museum und der Stadt zu einem der schönsten „Aushängeschilder“ verholfen hat, wie er es nennt. Aber er ist auch kritisch. Denn für den Archäologen liegt der Fund das eine, der Befund aber, das Umfeld des Fundes also, die Erdschichten, das andere. Daraus erst kann er schließen, warum etwas überliefert und erhalten ist, anderes aber nicht. Warum das Publicius-Grabmal komplett geblieben ist, könne man heute leider nicht mehr feststellen, weil der „Befund“ eben „nur ansatzweise dokumentiert ist“.

Er sagt: „Wir Archäologen denken in Generationen. Einen Fund in seinem Umfeld zu erhalten geht immer vor Ausgraben. Aber das war damals eine andere Zeit.“

Ist das nicht alles nur Mäkelei, hinter der die Angst des Wissenschaftlers vor dem Erfolg des Amateurs steht?

Markus Trier lächelt, und sein Kollege, der zugehört hat, lächelt auch. Der Kollege sagt: „Nee, wieso? Schliemann war auch Kaufmann.“

Neulich, erzählt Josef Gens, hat er mit einem Filmemacher gesprochen. Toller Stoff sei diese Story, sagte der Filmemacher, nur eben die Liebesgeschichte fehle, die Leidenschaft. Ob man nicht zwischen ihm, Josef Gens, und der Elisabeth vielleicht etwas Zartes konstruieren könne?

„Sie müssen das Thema loslassen, Herr Gens“, hat der Filmemacher gesagt. „Wat meinst du, wat hier noch aller drunter liegt?“, fragt Elisabeth. „Jede Menge liegt hier noch drunter“, sagt Toni. Und Josef, wie zu sich selbst: „Aber man kann die Häuser ja nicht alle abreißen...“

Damals, im Mai 1967, haben die sieben Freunde hier abgestimmt, ob sie es wagen wollen, eine eigene Ausstellung zu machen, die Presse einzuladen und den Kölnern ihren Fund zu zeigen. Nach dem Preu-